

„Du — Du liebst mich nicht? — Das ist nicht wahr, Therese!“

„Es ist wahr!“ Die Stimme des Mannes klang leidenschaftlich, gepreßt; diejenige des Mädchens ärgerlich, herausfordernd.

Sie stand vor dem Kamin. Die helle Gluth beleuchtete die schlanke Gestalt. Den Kopf hatte sie trotzig in den Nacken geworfen; die großen braunen Augen blühten; die roten Lippen zitterten.

Der junge Mann, ihr Verlobter, hand wenige Schritte von ihr entfernt. Die Rechte umklammerte ganz trampfhaft die Reithose — man konnte deutlich die geschwollenen Adern auf der dunklen Haut sehen. Er war groß, hübsch, ungefähr dreißig Jahre alt.

Sein edles Gesicht schaute in Fern und in verhaltener Leidenschaft. Ein anderes Weib würde vielleicht nicht gewagt haben, diesen Ausbruch herauszubringen; aber Therese Halben besaß ein heftiges Temperament und war — eifersüchtig. Sie hatte es sich eingegeben, daß ihr Verlobter zu der Tochter des Oberst Werder viel zu liebenswürdig sei.

Erich Wilbrandt war stolz und empfindlich, darum vermahnte er es, den reinen Sünden da zu spielen, wo er sich keines Unrechtes bewußt war. Als ihn Therese nun heute so schwer beleidigt hatte, indem sie ihn der Lüge über sie hielt, er es für unter seiner Würde, auch nur ein einziges Wort zu seiner Verteidigung zu sagen.

„Du wirst morgen hoffentlich anderen Sinnes sein,“ sagte er ernst. „Heute schneist Du wirklich nicht zu wissen, was Du sprichst.“

„Ich weiß ganz genau, was ich spreche,“ rief sie aus. „Anderen Sinnes werde ich nie werden. Du kannst Deine Freiheit zurück haben. Ich — ich liebe Dich nicht!“

Diese grausamen Worte schnitten tief in des jungen Mannes Seele. Sein Stolz gab ein wenig nach.

„Du liebst mich nicht! Ich glaube das nicht, Therese!“

Ein spöttischer, trotziger Blick war ihre Antwort.

Eine Weile lang blickte Erich Wilbrandt seine Braut fierend an, dann wandte er sich zur Thür.

„Nun,“ sagte er mit erzwungener Ruhe, „dann habe ich allerdings nichts mehr zu erwidern.“

„Nein, nur etwas zu nehmen. Dies ist hier —“

Sie streifte den Verlobungsring von ihrem Finger und hielt ihn Erich hin.

Er klappte. Dann schaute sich sein Gesicht dunkelroth und ein unendlich schmerzlicher Ausdruck legte sich um seine Lippen. Doch sofort ermannte er sich, nahm den Ring aus ihrer Hand entgegen und blickte ihr fest und ernst in die trotzig blinkenden Augen.

„Wenn Du ihn jemals zurück haben möchtest, dann wirst Du erst darum zu bitten haben,“ sagte er mit kalter Ruhe.

Er öffnete die Thür und verließ das Zimmer.

Ein zorniges Lachen Thereses tönte an sein Ohr.

Erichs Besichtigung lag etwa eine gute Stunde von dem Hause der Familie Halben entfernt. Der junge Mann, dessen ganzes Innere von den wilden Stürmen durchwühlt war, ritt in toller Hoffung nach Hause. Sein Hirn brannte, das Herz suchte in welchem Schmerz. Doch fest preßte er dann die Zähne zusammen, um sich zu beherrschen. Wenn Therese ihn wieder zu ihren Füßen leben wollte, dann — dann mußte sie erst vor ihm knien! Er hatte in der That bisher zu viel von ihrer Eifersucht erduldet. Jetzt war das Maß voll — es lief über. Und dennoch hätte er um Alles in der Welt nicht sagen mögen, daß es besser sei, wenn sie sich trennten.

Er liebte Therese mit der ganzen Gluth seines Herzens, und er vermochte nicht zu glauben, daß sie wirklich ihre Verlobung im Ernst lösen wollte.

Aber Therese war es wirklich Ernst, das Verlöbniß aufzulösen, oder — sie glaubte wenigstens, daß es ihr Ernst damit sei. Sie war im höchsten Grade aufgebracht und zum Unklug für sie nahm ihre Mutter auch noch ihre Partie in dem Streit des jungen Paares. Frau Halben war eine thörichte, schwache Mutter, die ihr Kind schon von frühestem Jugend an verwöhnt und herangezogen hatte. Nur eins ärgerte die gute Frau: daß ihrer Tochter nun die beste Partie weit und breit entging. Denn Erich Wilbrandt war der reichste und verbeiratete Rittergutsbesitzer in der ganzen Umgebung, und Therese besaß nur ein kleines Vermögen.

Die Nachbarschaft wußte in merkwürdig kurzer Zeit, daß Erich Wilbrandt nicht mehr zu Halbens ging. Präsident Lucie v. Werder freute sich hierüber ungemein. Sie verdoppelte und verdreifachte ihre Liebenswürdigkeit gegen den reichen stattlichen Gutsbesitzer, denn sie war im Stillen schon längst neidisch auf Therese gewesen, trotzdem sie ihr dem Anschein nach in inniger Freundschaft zugehen schien.

Erich Wilbrandt war stiller und schweigsamer geworden. Auch in Gesellschaften vermochte er nicht mehr so locker zu sein, wie früher. Doch das schreckte Lucie nicht ab. Sämter würde ihn schon das Kleinsein und die Langelosse plagen, und dann — dann wollte sie sich ihm im besten Vichte zeigen.

Therese hatte eine Einladung zu einem kleinen Feste bei der Familie v.

Der Sonntagsgast.

Werder angenommen. Es war ein wilder, stürmischer Wintertag. In dichten Floden wirbelte der Schnee vom Himmel herunter und hüllte die Erde in sein weißes Tuch. Dichter und dichter wurde die Schneeficht auf dem Boden, bis sie — wie es auf dem Lande nicht selten vorkommt — fast meterhoch lag.

Am Morgen war das Wetter noch ganz leidlich, und der Weg zum Werder'schen Hause frei gewesen. Therese hatte sich dann auch frühzeitig aufgemacht, um Lucie bei diesen und jenen kleinen Vorbereitungen zu einem Feste behülflich zu sein. Und sie war gern — sehr gern gegangen! Trug sie doch im Herzen die Hoffnung, Erich wiederzusehen! Sie wollte ihm halt, ganz kalt gegenüber treten, damit er sehe, daß sie sich gar nichts aus ihm mache. Denn es hatte sie bitter getrauert, daß er nicht einen einzigen Versuch zur Veröhnung unternommen.

Der Abend kam und der Schneesturm war immer heftiger geworden. Weg und Steg waren verischt. Lucie's Vater duldete es nicht, daß Therese in solchem Wetter nach Hause zurückkehrte. Man hatte also rechtzeitig zu ihrer Mutter geschickt und diese benachrichtigt, daß Therese bei Werders übernachten werde.

Erich Wilbrandt war nicht gekommen. Gegen zehn Uhr verließ das junge Mädchen das Gesellschaftszimmer, um sich zurückzuziehen. Die Luft dort erschien ihr so dicht, so schwül. Letzte trat sie in's Arzney, um noch ein wenig frische Luft zu schöpfen. Es war ihr so bang zu Muth. Die Kälte that ihr wohl. Im Grunde besaß sie auch eine so gesunde Natur, daß sie dieser schon etwas bieten durfte.

Die Nacht war dunkel, kermend. Gespenstlich leuchteten die weißbeschnittenen Bäume und Sträucher aus der Finsterniß hervor. Jetzt war Therese an eine kleine Anhöhe gelangt, die dicht neben der Gartenmauer lag und nicht besonders hoch war. Neben dieser befand sich die Partikur.

Therese blieb stehen und blickte nachdenklich in die dunkle Umgebung hinein. Wie sie doch mit ihrer eigenen Stimmung so seltsam harmonirte! Auch in ihrem Herzen sah es so dode, so traurig aus, wie hier in der ganzen Natur.

Pöplich suchte sie sich zusammen. Der Name „Wilbrandt“ war an ihr Ohr gedrungen. Im Flüsterne hatte man ihn gesprochen.

Wie bang klopfendem Herzen, das ihr die Brust zu sprengen drohte, lautete sie angetraut. Da draußen standen zwei Männer, die irgend einen Plan besprochen. Sie konnte fast jedes Wort hören.

„Eine bessere Zeit giebt es nicht“, sagte der Eine von ihnen — „ich habe mit der Kündung seit ein paar Tagen ein Verhältniß...“

„...es befindet sich eine Menge bares Geld im Hause — er will das Fische Gut drüben damit kaufen...“

„...Die Dienerschaft schläft im Seitengebäude...“

„...Störungen brauchen wir also nicht zu fürchten...“

„...Sein Arbeitszimmer, dort liegt nämlich das Geld, befindet sich im Erdgeschloß rechts...“

Seine Tante, eine alte Dame, die halb taub ist, wohnt im ersten Stock...“

„...Therese durch das Fenster in sein Zimmer...“

„...It er zu Hause, so wird er sofort getrieben...“

„...Schief er etwa auf uns, nun dann geht es eben auf Leben und Tod...“

„...Alfo punkt zwölf Uhr,“ erwiderte die andere Stimme. „Ein Wetter, für uns wie geschaffen...“

Der Schnee fällt... also wird man Fußspuren nicht sehen...“

„...Doch nun komm, wir wollen noch eins trinken, ehe wir an die Arbeit gehen...“

Therese lauerte sich schnell nieder, als die beiden Männer draußen vorbeigingen und die Richtung nach der Dorfstraße einschlugen. Ihre Schläfen hämmerten, der Kopf drohte ihr in wahnsinniger Angst zu springen. Das Herz suchte in bitterstem, unaussprechlichen Schmerz. Sie hätte laut aufschreien mögen — Erich Wilbrandt sollte angefallen, beraubt, vielleicht sogar ermordet werden! Erst kürzlich hatte sie von einem Einbruch gelesen, bei welchem dem Ueberfallenen ein Gleiches geschehen war!

„Vormbergiger Himmel,“ söhnte sie leise, „bill mir, ich bin bei.“

„Jetzt, da sie das Gespräch der Verbrecher mit angehört, war ihr die Binde von den Augen gefallen — von den Augen, die allein durch Trost und Eiferfucht verblendet waren. Sie dachte jetzt nur noch an das Eine: daß der Geliebte in höchster Gefahr schwebte! Der Weg war versteinert, aber der Himmel würde ihr schon Kraft verleihen, zu Erich zu gelangen. Fort — schnell fort! An den Schneesturm, der draussen wüthete, dachte sie nicht. Auch nicht daran, daß

sie in der Dunkelheit, die an und für sich schon Schrecken in sich barg, ihren Weg verfehlen, daß sie im Schnee verfunken und unkommen könne. Sie mußte das Gut erreichen, ehe die Wälder dahin gelangten.

So eilte sie hinaus. Sofort verlor sie sich an die Knie in den Schnee. Schwer atmend, leuchtend mußte sie dann und wann stehen bleiben. Mehr als einmal fühlte sie sich einer Ohnmacht nahe. Schon fürchtete sie, umzukippen und im Schnee sterben zu müssen. Aber der Gedanke, daß Erich in Lebensgefahr schwebte, gab ihr neuen Muth. Immer und immer wieder raffte sie sich auf. Zugleich flog eine heiße Angst in ihrem Herzen empor. Sie glaubte den Weg verloren zu haben. Unaufhörlich spähte sie durch die Dunkelheit, um diese oder jene bekannte Baumgruppe zu erspähen. Nein, Gott sei Dank, sie hatte sich nicht verirrt! Hier war die kleine Anhöhe, die sie schon so oft erklimmt und die zu dem Gute führte. Mählig bogte sie sich den Weg hinauf. Jetzt — jetzt war sie oben angelangt!

„Jitternd an allen Gliedern, fiebernd mit sämmtlichen Puffen hand sie da! Sie hätte noch all der Qual aufschreiend mögen, als sie das Haus erblickte. Dort in seinem Arbeitszimmer brannte Licht.“

Sie mußte ganz leise vorwärts gehen, damit die Verbrecher sie nicht bemerkten, wenn sie etwa schon in der Nähe waren. Endlich fand sie vor der Thür. Ihr schwindelte. Schnell und heftig zog sie an der Glocke. Doch in demselben Moment brach sie auch kraftlos auf den Steinboden zusammen. Nur noch das Klingeln hatte sie vernommen. Auch das Zurückbleiben des Kiegels tönte an ihr Ohr.

„Ein Lichtschein fiel jetzt über die sammengeschlossene Gestalt und Erich's Stimme, jätternd in seiner Todesangst, rief: „Vormbergiger Gott — Du — Therese!“

Dann wurde sie von zwei starken Armen umfaßt und fortgetragen, während heiße Lippen sich auf die ihren preßten.

Er bettete sie auf ein Sopha in einem warmen Zimmer und schlang die Arme um den Nacken des noch immer geliebten Mädchens. Allmählich kamen ihr die Sinne zurück.

In fieberhafter Hast erzählte sie ihm abgebrochene, unzusammenhängende Worte. Sie fühlte ihn an, er mochte ja Thüren und Fenster fest verschließen. Waschen solle er aufstellen und Wasser holen, denn „er“ würden gleich hier sein, „er“ wollten ihn bestehlen und morden.

Wilbrandt ahnte den Zusammenhang. Er sprang an's Fenster und ließ die schweren Jalousien herab. Dann holte er eine Flasche Cognac, mischte ein Glas dieses Getränkes mit Wasser und, den Kopf Therese's auf seinen Arm legend, flößte er ihr den Inhalt ein. Trost all seiner Herzensangst hatte er auch nicht einen Augenblick seine Geistesgegenwart verloren.

„Bist Du sicher?“ hauchte sie matt — „ganz sicher.“

„Ja, mein Lieb, ganz sicher,“ flüsterte er bewegt, indem er abermals seine Lippen auf ihren Mund preßte.

Dann hand er auf und ging schnell durch eine Seitenthür nach dem anderen Flügel, um die Dienerschaft zu wecken und ihr die nöthigen Befehle zu geben.

Als er zurückkehrte, war Therese von Neuem in eine Ohnmacht gelunken. Er trug sie auf den Armen hinauf in das Zimmer seiner Tante. Diese brachte das junge Mädchen sofort zu Bett, nachdem sie ihr mit Hilfe einer Magd die völlig durchnässten Kleider ausgezogen.

In den wilden Phantasien Therese's offenbarte sich denn mit aller Klarheit, wie sie hinter den Anschlag gekommen und welche Qual sie erlitten, um nur noch zu retten zu ihm gelangen zu können.

Durch die Umflucht und Geistesgegenwart Erich's, der die Einbrecher erst ruhig „arbeiten“ ließ, sie dann bei dieser Beschäftigung überumpelte und ohne viele Mühe packte und inebelte, war die Gefahr glücklich beseitigt worden. Man hatte einen großen Fong gemacht, denn die Mitstähler waren die Anfänger einer berückeligen, wohlorganisirten Diebesbande, die weder vor Nord, noch sonst einem Verbrechen zurückschreckte, um ihr verbrecherisches Ziel zu erreichen. Seit mehreren Monaten war sie der Schrecken der ganzen Stadt und der umliegenden Dörfer, sowie die größte Sorge der Polizeibehörde gewesen. Nun sah die Kotte glänzlich hinter Schloß und Kiegel und durfte hoffen,

auf eine beträchtliche Anzahl von Jahren dingfest gemacht zu werden.

„Dank der guten Pflege und ihrer gesunden Natur war Therese am anderen Tage, wenn auch matt und blaß, wieder ziemlich wohlthun.“

Die überhanden Strapazen hatten keinen nachtheiligen Einfluß auf ihre Gesundheit auszuüben vermocht.

Der Voge, der noch am vorherigen Abend zu Oberst Werder hatte gehen müssen, um Therese's Abwesenheit und die damit verbundenen Umstände zu erklären, fand nicht Worte genug, die Mühen und Beschwerden zu schildern, die ihm der Weg verursacht. Und es war doch derselbe, den das junge Mädchen in der dunkelsten Nacht durch Schnee und Sturm unternommen hatte.

Matt, kraftlos von den körperlichen und seelischen Anstrengungen, lag Therese auf einem Diwan, als am folgenden Tage Erich Wilbrandt zu ihr in das Zimmer trat.

Trotz des Verbots seiner Tante hatte er sich nicht abweisen lassen. Leidenschaftlich bewegte neigte sich Erich über sie und bedeckte ihr Gesicht mit heißen Küffen.

Er hatte Mühe, die gewaltige Erregung, die ihn zu übermannen drohte, zu unterdrücken.

Therese schlang die Arme um seinen Nacken, Thränen fielen ihre schönen Augen.

„Vergieb mir, Erich,“ flüsterte sie, sich enger an ihn schmiegend, „oh, vergieb! Ich war so schlecht, so eigenmächtig an jenem Abend. Ich — ich habe Dich immer — immer geliebt — ich weiß es heute ganz bestimmt.“

„Dir vergeben?...“ Der starke Mann gitterte. Er vermochte kaum zu sprechen. Es würgte ihm die Kehle zusammen.

„Du gabst Dein Leben für das meine — mein Lieb — Du mein Alles in der Welt — und da hätte ich Dir etwas zu vergeben?“

„Jetzt bin ich glücklich — unendlich glücklich,“ murmelte Therese. „Aber nicht wahr — Du wirst mir — meinen Ring auch jetzt wiedergeben?“

Wenige Augenblicke später blinkte der Ring an ihrem Finger.

Die Kunde von der That des jungen Mädchens verbreitete sich durch die ganze Umgebung. Therese wurde die Heldin des Tages. Erich war stolz auf sie.

Zwei Wochen später wurde die Verlobung gefeiert, und schon nach weiteren vier Wochen fand die Hochzeit statt.

Weder Therese noch Erich haben die Begebenheiten jener entsetzlichen Nacht vergessen. Doch Beide sind einzig in dem Gedanken, daß eine höhere Macht sie, die schon geschieden gewesen, auf diese Weise wieder zusammenführen wollte.

Das Geheimniß.

Humoreske von Max Dittschold.

Ein Postbeamter der deutschen Hauptstadt und Residenzstadt Wolkensburg forcierte die eingelaufenen Stadtpostkassen. Unter diesen fand sich eine einfache Postkarte mit der Adresse:

Herrn August Schneider, Wolkensburg.

Keine Straßenangabe! Der Beamte schlug das Adreßbuch auf: „Schneider, August. Da war nun zu lesen:

Schneider Aug., Affessor, Eichenstraße 5.

Schneider Aug., Juwelier, Friedrichstraße 12.

Schneider Aug., Metzger, Bärenstraße 24.

Ohne lautes Bestimmen schrieb der Post-Beamte auf die Adressenseite Eichenstraße 5. Und der Briefträger warf die Karte in den Briefkasten des Affessors. Das Dienstmädchen nahm sie heraus, las sie schmunzelnd im Corridor und trug sie dann hinein zur Frau Affessor, einem hübschen jungen Weibchen, das noch nicht ein volles Jahr verheiratet war. Die Frau Affessor las und erzählte bis unter die Haarmurzeln. Die betagte Postkarte aber hatte folgenden Inhalt:

Lieber August! Wenn Du das große Geheimniß wissen willst, das Deine Frau Dir so ängstlich verbirgt, so komme morgen Vormittag zu mir. Besten Gruß Dein Eduard.“

Die Frau Affessor drehte die Karte hin und her, dann stellte sie sie langsam in ihren Rocktasche.

Nach dem Essen sagte die junge Frau zu ihrem Gatten:

Lieber August, ich muß Dir etwas mittheilen, ehe Du es von Andern entlehnt erhältst.“

„Nur zu, liebe Helene.“

„Ich gegenüber, in dem Keller ist ein Haus, wo ein Dragoner-Lieutenant, Nedemal, wenn Du auf's Bureau gehst und ich mich mit einer Handarbeit an's Fenster lege, tritt auch der

Lieutenant an sein Fenster, verbeugt sich wiederholt, und — und — wirft mir Kußhändchen zu.“

„Und Du?“

„Ich thue, als merke ich es nicht.“

„Du hättest vom Fenster fortgehen sollen.“

„Ich sehe so gerne auf die Straße.“

„Nun gut, das werden wir schon kriegen.“

Der Affessor ging wieder auf sein Bureau, d. h. nicht ganz, denn er bog um die nächste Straßenecke und gelangte über den Hof wieder in seine Wohnung. In das Zimmer tretend, wußte er der am Fenster sitzenden Frau zu, sich ruhig zu verhalten, und als der Lieutenant drüben mitten in den schönsten Verbeugungen und Kußhändchen war, trat der Affessor hinter der Gardine hervor und gab dem Lieutenant die Verbeugungen und Kußhändchen mit Zinsen zurück. Das wirkte. Von dieser Zeit an ließ der schneidige Offizier die Frau Affessor unbehelligt.

„Und jetzt kann ich Dir auch mit ruhigem Herzen diese Postkarte abgeben,“ sagte Frau Helene.

Der Affessor las und schüttelte den Kopf.

„Ich kenne keinen „Eduard“,“ die Karte ist nicht an mich gerichtet. Ich werde sie dem Briefträger zurückgeben.“

Der gewissenhafte Postbeamte dirigierte darauf die Karte an den Juwelier August Schneider auf dem Friedrichsplatz.

Dieser Letztere hatte vor einem halben Jahre eine Wittwe geheiratet, welche auf die Frage nach ihrem Alter eine Zahl zwischen dreißig und vierzig angab, während sie auf die Frage nach ihrem Vermögen mit Stolz eher von vierzig- als von dreißigtavend Mark sprach. Wie gerne hätte Herr Schneider dieses Geld zur Verfügung gehabt, um damit sein Geschäft zu vergrößern, deshalb hatte er eigentlich geheiratet. Aber die würdige Dame hielt den Tausen auf die Talons und gab stets nur die Coupons heraus.

Das Ehepaar stand im Laden, als die betagte Postkarte anlangte. Herr Schneider las sie, und die Gattin, über seine Schulter sehend, ebenfalls. „Wunderbar!“ rief Herr Schneider. „Eine Unschicklichkeit!“ rief Frau Schneider. „Aber dieser „Eduard“ mag seine Weisheit für sich behalten, ich kann es Dir ebenso gut sagen.“

Herr Schneider wurde aufmerksam. „Laß nur, ich werde schon hinter Dein Geheimniß kommen!“

Er hatte bisher natürlich keine Ahnung gehabt, aber schla: muß man sein. Kurz und gut, die Frau sog ihren Mann in das Nebenzimmer und schlief es ab.

„Du hast also bemerkt,“ begann sie, „daß ich mich bei der Toilette von Dir nicht gerne überraschen ließ?“

„Gewiß habe ich es bemerkt.“ That-sächlich war ihm aber die Toilette der Frau stets sehr verdächtig gewesen.

„Nun gut, ich gebe es zu, ich habe vier falsche Zähne und einen falschen Zopf. Willst Du sehen?“

„Unnothig, aber weißt Du, daß diese Verheimlichung ein Scheidungsgrund ist?“

Frau Schneider erschrock. Juristische Kenntniß besaß sie offenbar nicht. Und in diesem Schrecken versprach sie ihrem Manne, ihm freie Verfügung über ihr Vermögen zu geben, worauf sich die moralische Entrüstung des biederen Gatten sofort legte.

„Aber nun mußst Du mir auch sagen, wer jener niederrichtige „Eduard“ ist.“

„Das weiß ich nicht, liebe Frau, die Karte ist offenbar an die falsche Adresse gerathen.“

Auf dem Wege über's Postamt gelangte die Karte nun zum Regieremeister Schneider in der Bärenstraße. Die Verkäuferin brachte sie ihm in die Brief-tasche.

„Falsche Adresse!“ sagte der Meister, „legen Sie die Karte auf das Ladepult und geben Sie sie dem Briefträger zurück, sobald er kommt.“

Das Ladenmädchen that, wie ihr ge-befohlen wurde, aber als die Karte eine halbe Stunde auf dem Pulte gelegen hatte, war sie verschwunden.

Als der Meister nach gethauer Arbeit die Zeitung las, trat seine Frau ein, legte sich ihm gegenüber und sagte mit unendlich melancholischer Stimme: „August!“

„Nanu, Kathrine,“ rief der Meister und ließ die Zeitung fallen, „ist's schon wieder da? Soll ich Dir Hofmanns-tropfen geben?“

„Nein, laß nur, August. Hast Du die Karte von „Eduard“ gesehen?“

„Die Karte von —? Ach so, die meine Du?“

„August, ich will Dir Alles erzählen. Das Geld, das Dir immer aus der Ladentasse entwand —“

„Kathrine!“

„Ja, das hab' ich selbst genommen, weil Du doch immer so über die Put-macherrechnungen schimpfst!“

„Und Du liegst zu, daß ich das Ladenmädchen verdächtigt und betnahe entlassen hätte? Warum sprichst Du nicht früher?“

„Ich hatte den Muth nicht, aber als die Karte ankam —“

„Ach, die Karte, die ist ja gar nicht an mich gerichtet, die bekommt der Brief-träger zurück.“

Die verbanquvolle Postkarte lag wieder im Postamt. Ordnungsmäßig sollte sie dem Abnehmer als unbestellbar zurückgegeben werden. Aber wer war der Abnehmer? Zunächst stellt man das Postamt fest, auf welchem die Karte aufgegeben wurde. Das war mittelst des Stempels nicht schwer herauszutragen. Dann kam die Karte wieder mit anderen unbestellbaren Sachen vor den Post-direktor des betreffenden Amtes.

„Diese Handschrift sollte ich doch kennen,“ sagte er für sich, und plötzlich be-fahl er einem der Schreiber im Bureau, seinen Sohn zu rufen. Des Postdirektors Sohn war Student, und da es ziemlich bekannt war, wo er „studirte,“ holte man ihn rasch aus dem „goldenen Löwen.“

„Hast Du das geschrieben?“ fragte der Direktor, die Karte zeigend.

„Allerdings,“ erwiderte der Student verlegen. „Du weißt, ich bin Schrift-wart bei unserem Corps, und da unser Senior beim Frühstücken den Gedanken hatte, einige Allkarten zu schreiben —“

„Gut, gut, hier hast Du die Karte als unbestellbar zurück. Laß aber in Zukunft solche Dumtheiten!“ Und bei sich dachte er: „Es lebe die Fingidigkeit der Post!“

Der Kronprinz von Amerika.

In einem großen Berliner Kaffeehaus, in welchem dem Billardspiel mit lebhaftem Eifer geschuldet wird, spielten unlängst zwei Herren eine Kartablage, während eine große Korona mit gespanntester Aufmerksamkeit das Spiel verfolgte und mehr oder weniger laut die einzelnen „Wälle“ kritisirte. Diese Gemohnheit beim Billardspiel gefiel jedoch dem einen der beiden Spieler nicht, und als einer der Zuschauer, wie jener einen Ball „auszieh“ halblaut sagte: „Der war schlecht gespielt,“ trat er in kräftiger Haltung an den Sprecher heran und sagte mit erhobener Stimme: „Wie können Sie sich mir gegenüber eine solche Bemerkung erlauben, ich bin der Baron von B...“

Der also Angeredete — ein Amerikaner — verbeugte sich artig und entgegnete ebenso laut: „Nein, nicht sehr, Ihre Bemerkung ist zu machen, ich bin der Kronprinz von Amerika.“

Nun hatte er die Lacher auf seiner Seite, und die Stimmung, welche un-gemüthlich zu werden drohte, war wieder hergestellt.

Der Kuzus in Handschuhen.

In England werden jährlich 36 Millionen Handschuhe verbraucht; drei Viertel davon, so erzählt „Woman's Life“ seinen schönen Leserinnen, gehen in den Besitz der Damen über. Von der Aus-behnung der Handschuhfabrikation machen sich wenige Leute einen rechten Begriff: eine englische Firma allein beschäftigt direkt und indirekt 50,000 Personen, und in Worcester allein bededen Handschuhfabriken eine Strecke von acht Kilometern. Manche Engländerinnen sind sehr verdächtig mit Handschuhen: \$150 für Handschuhe gilt als eine bescheidene Summe, einige Ladies bringen es fertig, \$500 in Handschuhen aufzugeben zu lassen. Es ist das kein so großes Runkelstück, wenn man bedenkt, daß das Paar feinsten Qualitat über \$10 kostet. Eine große Dame muß natürlich unter ihrer Toilette gleich einen ganzen Laden voll Handschuhe haben. Bei der Auktion der Ausrüstung der Herzogin von Somerset wurden über 2000 Stück versteigert!

Alte Rezepte.

Das „Journal de Medicine“ führt drei Fälle von Vanglebigkeit bei Kindern auf. Der erste derselben ist der 103-jährige Dr. Voisin in Le Havre. Der zweite ist Dr. Paynes in Rockland, im Staate Maine, der jetzt mit 99 Jahren noch praktizirt. Ein eifriger Anhänger des Vegetarismus, trinkt er nichts als Wasser, Milch oder Chocolate; Thee, Kaffee und Vinore verwirft er vollständig. Der dritte ist Dr. W. Salmon, in der Grafschaft Glamorgan (Schottland), der bereits seinen 105. Geburtstag gefeiert hat.

Grob. Radfahrer (der schon den ganzen Nachmittag bei einem Glase Bier sitzt, gelangweilt): „Wollen Sie sich denn nicht endlich mal eine Radfahrzeitung zulegen, Herr Wirth?“

Wirth: „Werd' ich mich schon hüten... wenn Sie erst noch Vektüre haben, vergehen Sie ja gar nichts mehr!“

Selbstvertheidigung. Richter: „Nun, Angeklagter, was haben Sie zu den Auslassungen des Herrn Staatsanwalts zu sagen?“

Angeklagter: „Ich hätte nie geglaubt, Herr Präsident, daß ich so'n Subjekt bin.“